



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1933

3 (1933)

Caritasblüten

Nr. 3

1933



Vom heiligen Joseph heißt es nicht:
Er war gar mächtig, reich und klug;
Es heißt: „Er war gerecht“ und schlicht;
Für Gott den Herren war das genug,
Daß er auf seine Treue baute

Und ihm sein Liebstes anvertraute:
Die hehre Gottesmutter rein
Und deren göttlich Kindelein.
Und nun kein Fürst sich rühmen kann
Wie dieser arme Zimmermann.

Die Macht der Fürbitte des heiligen Joseph

Durch politische Umtriebe wurde eine Familie um ihre einzige Beschäftigung gebracht, welche ihr kärglich den nötigen Unterhalt verschaffte, aber ihr doch so viele Mittel gewährte, den Kindern eine anständige, religiöse Erziehung zu geben. Die Familie sah sich der äußersten Dürftigkeit preisgegeben und fand auch keine Hilfe, um die verlorene Lebensstellung wiederzuerlangen. Da bemächtigte sich der Frau eine solch innerliche Aufregung mit wiederkehrenden Fieberanfällen, daß sie vor Mattigkeit und Erschöpfung das Bett hüten mußte. Ihre Angehörigen, welche sahen, daß sich ihr Zustand immer mehr verschlimmere, gaben sich alle Mühe, durch Zureden ihre frühere Ruhe wiederherzustellen; allein dies vermehrte nur ihr Übel, weil sie merkte, daß ihre Worte nur leere Täuschungen seien, die sie erfunden hatten, sie zu beruhigen. Ihr Vater jedoch, welcher schon in seiner Jugend sich unter den Schutz des heiligen Joseph gestellt und selbst erfahren hatte, wie mächtig die Fürbitte des heiligen Joseph sei, ergriff endlich das rechte Mittel, das ihr auch wunderbare Hilfe gewährte. Eines Morgens trat er ganz heiter in ihr Zimmer und sprach zu ihr: „Meine Tochter, was machst Du? Willst Du also eine Beute der Verzweiflung werden, und siehst Du nicht, wie weit Du schon gekommen bist?“

„Aber, Vater,“ entgegnete sie, „Du kannst so ruhig sein beim Anblick unserer grauenvollen Lage?“

„Ja, meine Tochter“, erwiderte er, „ich kümmere mich nicht um unser Elend, denn ich habe dasselbe in die Hände meines lieben Fürsprechers, des heiligen Joseph, gelegt, und ich bin versichert, daß sein liebevolles Herz uns nie verlassen wird. Auch kann ich Dich versichern, daß ich ihn nie um eine Gnade gebeten habe, die er mir nicht gütigst gewährt hat. Nur Mut, meine Liebe! Wende auch Du Dich mit Vertrauen zu ihm, und Du wirst Erhörung finden!“

Die betrübtete Tochter folgt der väterlichen Mahnung und wendet sich alsbald zum großen Heiligen, mehr mit Tränen als mit Worten, aber voll des Vertrauens. Und wer wird es glauben? Kaum hatte sie ihr kurzes, aber andächtiges Gebet beendet, als sie sich innerlich so beruhigt und aufgeräumt fühlte, daß sie glaubte, sie sei aus dem Grabe zum Leben erwacht. In weniger als zwei Stunden erhielt sie ihre Kräfte und ihre vorige Heiterkeit wieder, so daß sie ungehindert und freudig ihren Geschäften nachgehen konnte. Diejenigen, welche sie zuvor sahen, wie sie abgezehrt auf dem Krankenlager hingestreckt lag, wollten kaum ihren Augen trauen beim Anblick ihrer vollkommenen Genesung. Aber dabei ließ es der

heilige Joseph nicht bewenden. Während der ganzen Zeit, da die Familie ihrer vormaligen Stelle beraubt war, sorgte der heilige Joseph, daß gute Menschen sie mit dem Notwendigsten liebevoll versorgten.

Nachdem die arme Familie lange Zeit den gütigen Beistand des heiligen Joseph erfahren hatte, kam ein sehr betrübender Brief von dem Bruder der Frau, in welchem er sie benachrichtigte, daß seine Gattin schwer erkrankt und von den Ärzten fast ganz aufgegeben sei, und sie daher bitte, zu ihm zu reisen, um der dem Tode nahen Gattin Beistand zu leisten und mit ihm wenigstens den großen Schmerz zu teilen, der sein Herz über den bevorstehenden Verlust seiner treuen Lebensgefährtin zerreiße. Die Frau folgte alsogleich dem Ruf ihres Bruders und reiste zu ihm. Kaum erblickt er sie, als er ihr schon entgegeneilte, weinend ihr um den Hals fiel und ihr mittheilte, daß er seine Gattin für immer verlieren müsse. Seine Schwester suchte ihn zu trösten und sagte ihm, er möge nur sein Vertrauen auf die Fürbitte des heiligen Joseph setzen, welcher nicht gestatten werde, daß ihn ein solches Unglück treffe. Er entgegnete, daß er seit der Zeit, wo die Krankheit seiner Gattin gefahrdrohend wurde, vor dem Bild des heiligen Joseph ein Licht gebrannt und ihn oftmals um Hilfe gebeten habe, allein sich einer solchen Gnade für unwürdig halte.

Als der Abend angebrochen war, wollte ich, so erzählte die Frau selbst, sehr ermüdet von der Reise und von Kummer niedergedrückt, ein wenig der Ruhe genießen. Zuvor aber empfahlen wir recht lebendig und vertrauensvoll unser Anliegen dem heiligen Joseph, auf daß er Mitleid und Erbarmen trage mit der armen Kranken. — Ich schlief bereits, als ich meinen Namen rufen hörte. Sogleich sprang ich aus dem Bette und lief ins Zimmer der Kranken in der Meinung, ihre letzte Stunde sei gekommen! Allein, es war vielmehr der Augenblick der Hilfe durch den heiligen Joseph. Die Kranke war in einen heilsamen Schweiß geraten, und als der Arzt früh morgens sie besuchte, fand er sie so gebessert, daß er höchst verwundert bekannte, dies sei nur wie durch ein Wunder geschehen. In kurzer Zeit erholte sie sich vollkommen, so daß keine Spur ihrer Krankheit mehr sich zeigte. — Dies alles möge zur Ehre des heiligen Joseph bekannt werden.

K

Mein Herz, was schlägst du gleich so bange,
Wenn dir der Vater Trübsal schickt?
Sei ruhig, Herz, es währt nicht lange:
Bald endet alles, was dich drückt.

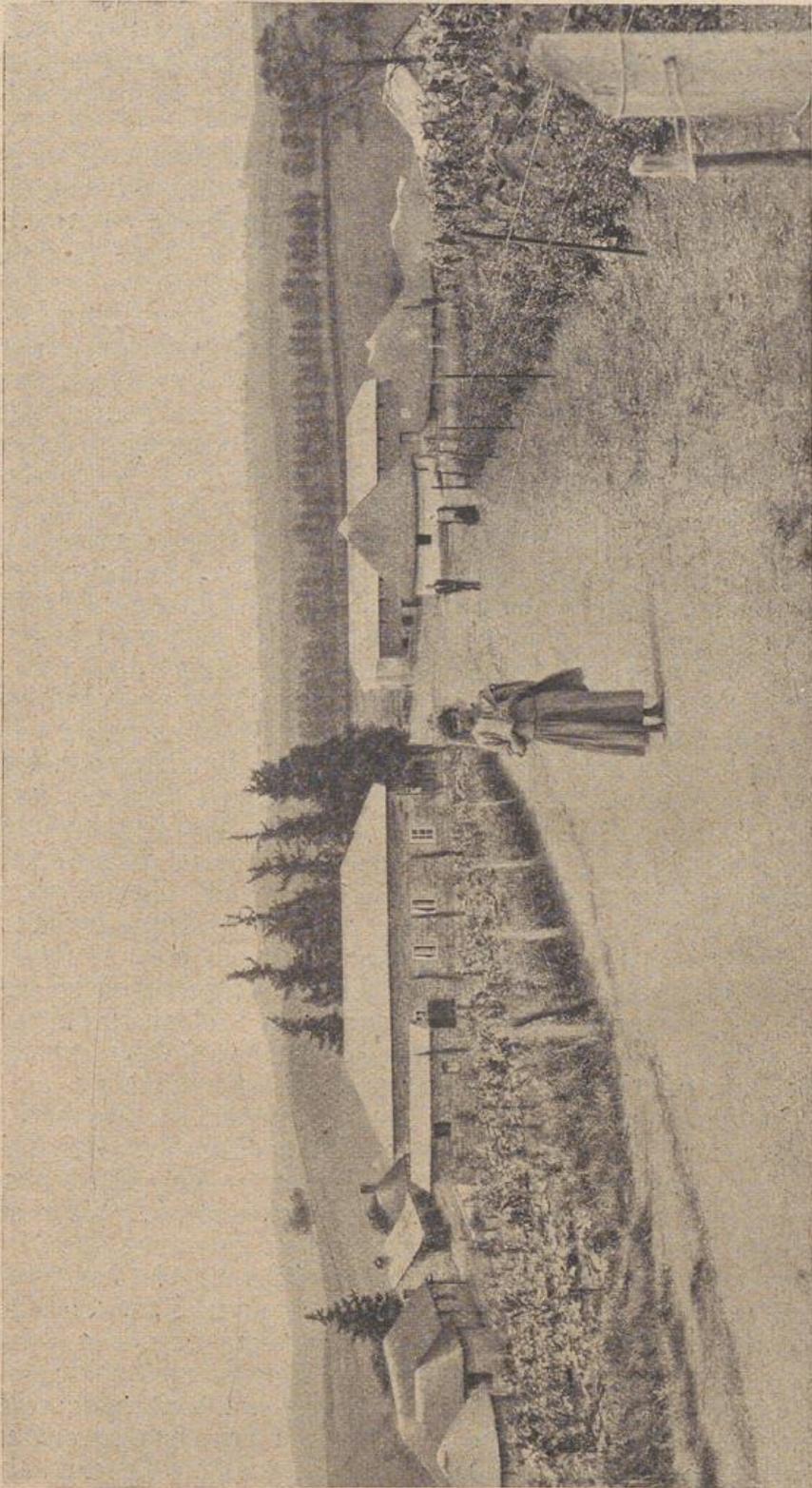
In Maria-Trost

Von Schw. M. Celine

Meine Reise dorthin führte mich zuerst zum Sanatorium; von dort aus geht dreimal in der Woche ein Auto nach Port-Shepstone, vorbei an Maria-Trost. Dieses Auto war gerade defekt, und es hieß: „Eine Woche warten!“ Eines Abends gegen $\frac{1}{2}$ 6 Uhr tauchte es endlich wieder auf. Es war nicht besonders elegant, sondern rappelte gehörig, und die Türen und Fenster waren ebenfalls nicht mehr heil und klirrten und bebten auf dem holperigen Wege. Ungefähr zehn Personen saßen in diesem Kasten. Mir hatte man einen Platz neben dem halbweißen Chauffeur gegeben. Im übrigen war es eine wunderschöne Fahrt. Die Sonne ging unter hinter den hohen, dunklen Bergketten im Westen, und vor uns lag das weite Hügel-land; Felder und öde Weiden wechselten mit Wattelplantagen, hier und da sah man Ochsen oder Schafe; nach und nach verschwand alles im Dunkel der Nacht. Die schwarzen Reisenden vertrieben sich die Zeit mit ihrem eintönigen Gesang. Ich war schon ganz glücklich, wenn sie dann ans Essen dachten; dann hörte man für eine Weile nichts, als das Knabbern an den Maiskolben. Nach und nach schienen die Leute müde zu werden; es wurde stiller im Wagen. Das Kreuz des Südens stand schon ganz hoch, und weit und breit war kein Licht zu sehen, nichts als Hügel-land rund um uns, und der Himmel über uns. Von dieser großartigen Einsamkeit kann man sich in Europa keinen Begriff machen. Als ich noch ein kleines Mädchen war, hörte ich einen früheren Kolonisten vom Afrika-Zauber reden. Ja, das ist das richtige Wort. Wen dieser Afrikazauber einmal in seinen Bann geschlagen hat, dem bleibt das Heimweh nach weitem, freiem Land immer im Herzen! Ich kann jetzt auch so gut verstehen, warum die alten Schwestern, die aus der Mission ins Mutterhaus kamen, oft so traurig waren; ihr Herz war in der freien zauberischen Einsamkeit Afrikas.

Endlich waren wir am Ziel. Ich durchbohrte die Dunkelheit und entdeckte einen Glockenturm. „Ist das Maria-Trost?“

„Ja“, erhielt ich zur Antwort. Nun kletterte ich aus dem Autobus heraus, nachdem ich im Dunkeln meinen Koffer gesucht und auch gefunden hatte. Rings umher alles totenstill! Endlich bellte ein Hund. Ich dachte, da wird wohl noch jemand kommen; und wirklich tauchte aus einem Kraal eine weiße Gestalt auf, lief zu einem andern Gebäude und kam dann zu uns. Es war eine der eingeborenen Schwestern. Sprechen konnte ich nicht mit ihr, weil ich kein Zulu konnte, und sie kein Englisch. Aber soviel konnte sie mir klar machen, daß man mich hier in der nächtlichen Zeit nicht erwartet hätte. Sie faßte



Missionstation Maria-Trost, Süd-Afrika.

mich bei der Hand, und ich stolperte in der Dunkelheit hinter ihr her bis zu einer kleinen Türe. Da kam Schwester Aquina heraus. Das war nun eine Freude! Wir beide hatten doch zusammen unser Noviziat gemacht und einander 12 Jahre nicht mehr gesehen.

Am nächsten Morgen zeigte mir Schwester Aquina die ganze Station. Hier sind zwei Priester; es wäre aber überreich Arbeit für drei. Die Brüder sind schon alt und haben ein arbeitsreiches Leben hinter sich. Der eine hat 1897 bei der Gründung der Station mit angefangen und ist heute noch immer der erste und letzte bei der Arbeit. Die Eingeborenen freuten sich, daß Schwester Aquina, die Oberin, eine Gefährtin bekommen hatte, nachdem sie neun Monate ganz allein bei den eingeborenen schwarzen Schwestern war. Auch die letzteren waren ganz glücklich und taten ihr bestes, mich ihre Zulu-Sprache zu lehren.

Es sind hier zehn schwarze Schwestern; sie hatten drei Schulen angefangen mit ungefähr 150 Kindern. Nachmittags helfen die Kinder auch bei der Garten- und Feldarbeit. Da geht es aber „immer langsam voran“. Die Schwestern erzählten mir ganz vergnügt, daß das erste, was die Weißen immer lernen, sei „musani ukuwilapa“, seid doch nicht so faul. Faul sind nun unsere eingeborenen Schwestern nicht. Wenn man sieht, wie schön sie den Garten in Ordnung haben und wie tapfer sie bei der vielen Arbeit in der Küche aushalten, muß man sich wundern. Zwei der Schwestern sind Katechistinnen und gehen dreimal in der Woche hinaus auf die Außenstationen oder Katechetenstellen, manchmal zu Fuß, zuweilen auch mit Pferd und Wagen, je nachdem die Umstände es gestatten. Es herrscht ein reges, eifriges Missionsleben hier. Zwei schwarze Katecheten stehen dem Rektor zur Seite. Hier auf der Station werden die Katechumenen jeden Sonntag von vier Schwestern unterrichtet. Außerdem besteht hier ein großer Mütterverein und eine Jungfrauen-Kongregation; bei den Männern hat man einen Anfang mit der Errichtung des Dritten Ordens gemacht. Die Zahl der Mitglieder wächst langsam, aber ständig.

Im Mai wurde der Bau eines neuen Gotteshauses in Angriff genommen, und bis nächste Weihnachten hofft der hochwürdige Pater Rektor alle Schäflein unter dem Kirchendach bergen zu können, denn gegenwärtig muß noch die Hälfte außerhalb der Kirche stehen. Nun hoffen wir, daß die liebe Mutter Gottes und die kleine heilige Theresia für das nötige Geld noch weiterhin sorgen und die übrigen Schwierigkeiten beseitigen werden. Der Teufel hat ja keine Freude an einer neuen Kirche und tut alles, um den Bau zu verhindern.

Nun wollte ich eigentlich noch etwas von den eingeborenen schwarzen Schwestern erzählen: Am Fest vom kostbaren Blut, dem Hauptfest unserer Genossenschaft, wollten sie uns eine

Freude machen. Sie sangen schon bei der heiligen Messe, und nach ihren Begriffen sehr schön. Im Refektorium stand ein prachtvoller Rosenstrauch; wohl fehlten die weißen Rosen, und das schien ihnen sehr schlimm. Sie wußten sich aber zu helfen durch weiße Papierrosen. Der Abend brachte noch mehr Überraschungen. Die Kandidatinnen wollten eine Theatervorstellung bieten. Als nun alle in Erwartung da saßen, tat sich die Türe auf, und drei von ihnen kamen stillschweigend herein mit einer selbstgemachten Puppe; sie waren alle drei als Frauen gekleidet, in eine große Decke gehüllt und hatten einen großen Stern auf dem Kopf. Während die eine an einem Tisch Platz nahm und bewegungslos verharrte, legten sich die andern zwei auf den Boden und schliefen. Es war so drollig anzusehen, daß wir wirklich nicht wußten, was das vorstellen sollte. Plötzlich kam Leben in eine der beiden Frauen; sie besah sich ihr Kind (ihre Puppe) schüttelte es, schaute immer wieder und vertauschte es mit dem ihrer Gefährtin. Jetzt ging uns ein Licht auf; sie wollten das Urteil Salomons darstellen. Wichtig —, die zweite Frau erwachte, und jetzt ging das Theater erst recht an. Sie machten alles so nett und so natürlich, daß es ein Vergnügen war, es zu sehen.

Das Hauptfest der schwarzen eingeborenen Schwestern ist der St.-Franziskus-Tag. Da gab es dann auch ein Theaterspiel, alles eigenes Fabrikat, und sie versicherten uns, daß sie noch nie ein so schönes Franziskusfest gefeiert hätten. — Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten! —

Als wir nach der Vesper aus der Kirche kamen, roch es so verdächtig nach etwas Verbranntem. Unsere Schwester Oberin sah sofort überall nach, in der Küche, Waschküche, Kinderküche; zehn Minuten später schlugen Flammen aus dem Strohdach. Das war ein Schrecken! Drei andere Gebäude ganz nahe bei der Küche waren ebenfalls mit Stroh bedeckt. Um das Unheil noch größer zu machen, erhob sich ein greulicher Sturm, und wenn es nicht gerade ein paar Tage vorher geregnet hätte, so wäre nicht einmal Wasser zum Löschen dagewesen. Es war eine mühselige Arbeit und bei solch einem Wind ganz aussichtslos. Die Kinder beteten in der Kapelle und kamen immer wieder nachsehen, ob sie das Feuer noch nicht totgebetet hätten. Aber die Gefahr wurde bei aller Anstrengung größer, so daß wir genötigt waren, das Nähzimmer und alle unsere Zimmer vollständig auszuräumen; alles rannte, schleppte und rettete. Das Refektor verandelte sich in ein wahres Zigeunerlager; es mußte ja alles da hineingebracht werden. Schwester Aquina warf ihre Medaillen und geweihte Palmen ins Feuer. Die Nachbardächer waren vorsichtshalber mitbegossen worden. Hochwürdiger Pater Rektor, welcher gerade von einer Außenstation nach Hause kam und das Feuer sah, bekam natürlich einen

großen Schrecken. Die ganze Station war in Gefahr, in Flammen aufzugehen. Aber der liebe Gott hat wirklich das Gebet der Kinder erhört. Gegen Abend war der Brand gelöscht, und nur ein einziges Dach war zerstört worden. Wir hatten jedoch bis spät abends Arbeit, um die unter der Asche verborgenen Brände zu löschen.

Den kleinen Kandidatinnen verging aller Mut, an demselben Abend noch eine Vorstellung zu geben. Als wir am nächsten Tage den schwarzen Schwestern scherzweise sagten, der heilige Franziskus wäre aber nicht nett gewesen an ihrem Festtag, da meinten sie, er hätte das Feuer gern gehabt, um die Glut seiner Liebe zu ihnen zu zeigen.

Und nun noch eine kleine Episode von diesem denkwürdigen Tag: Als das Dach schon eingesunken war und man nun in die Küche kommen konnte, entdeckte die Köchin zu ihrer großen Freude, daß die „amadombi“, eine Art Kartoffel, gerade schön fertig gekocht und nur ein klein wenig angebrannt waren. Das versetzte die Kinder sofort in die beste Stimmung, und der Tag endete für sie mit dem schon verloren geglaubten Festtagschmaus. Wir dachten unwillkürlich, der liebe Gott muß die Kinder doch wirklich gern haben!

Einen Monat später, anfangs September, starb eine dieser eingeborenen Schwestern, welche bereits fünf Monate krank war und viel gelitten hatte. Sie war nie ungeduldig und trotz ihrer Jugend, vollständig ergeben in den Willen Gottes, opferte sie ihr Leben für die Mission auf. Der hochwürdige Pater Rektor, Schwester Oberin und zwei eingeborene Schwestern standen an ihrem Sterbebett, während sie, kaum bemerkbar, ihre Seele aushauchte. Sie wurde sehr schön aufgebahrt und lag friedlich mit einem Myrtenkranz und einer Lilie im Sarg. Die Leute hatten so etwas noch nie gesehen und wurden nicht müde, die Tote zu bewundern. Sie wurden nachdenklich und fanden, daß man das scheinbar harte Klosterleben doch auf sich nehmen könne, wenn man so schön, wie verklärt, im Tode sein kann. Das Begräbnis war zahlreich besucht. Viele können ja wegen zu großer Entfernung nicht in geweihter Erde begraben werden, weil das Missionsgebiet von Maria-Trost so groß ist und die 10 Außenstationen sehr weit entfernt liegen, so daß man vier Stunden zu Pferd dorthin braucht. Auch die Versetgänge sind sehr anstrengend. Die Schwarzen haben ihre eigenen Ansichten über den Zustand eines Kranken. So wurde neulich ein Priester zu einem Schwerkranken gerufen. Der Weg war so weit, daß er an demselben Tage unmöglich zurückkommen konnte. Als er endlich den Kraal erreicht hatte, war der Todeskandidat unterdessen auf eine Hochzeit gegangen.

Es gibt hier noch so viele Heiden, daß sich niemand von uns Ruhe gönnen möchte. An manchen Stellen kann man un-

zählige Kraale an den Bergabhängen sehen. Die meisten der Bewohner wissen noch nichts vom lieben Heiland. Wenn ich so überall die Berge und Hügelreihen schaue, die sich vor uns ausdehnen, dann muß ich oft denken und beten: Herz Jesu, du Sehnsucht der ewigen Hügel, erbarme dich all der Seelen! Sie sitzen wirklich noch im Todesschatten und in der Finsternis.

Wie groß ist die Freude auf der Station, wenn einmal eine Taufe stattfindet. Da ist Großbetrieb. Vierzehn Tage vor der hl. Taufe kommen die Täuflinge alle nach hier, manchmal mehr als hundert, darunter viele Frauen mit ihren kleinen Kindern. Am Morgen kommen alle zur heiligen Messe, bei welcher hierzulande immer laut gebetet wird. Da zeigt sich so recht die



Pater Rektor mit den eingeborenen Schwestern.

+ Schw. Aquina ++ Schw. Celine.

musikalische Begabung der Eingeborenen. Sobald die Babys von den ungewohnten Lauten erwachen, fangen sie munter an mitzukrähen und belustigen sich miteinander oder allein auf dem Rücken der Mutter mit immer neuen Einfällen. Da bewundert man die Ruhe, mit der das alles selbstverständlich mitgenommen wird. Im Laufe des Tages haben die Leute mehrere Unterrichte; sie beten gemeinsam den Rosenkranz und Kreuzweg. Am Tag vor dem Tauffest werden die Kinder und die Protestanten getauft; am Festtag selbst nur die Erwachsenen. Sie werden feierlich abgeholt und stehen dann in langen Reihen an der Kirchentüre. Jeder hat einen Zettel mit einem Namen angesteckt. Dann beginnen die Zeremonien draußen; es dauert gewöhnlich lange. Hochw. Pater Rektor sagte, daß es sich an

solchen Tagen bei den im Heidentum aufgewachsenen und alt gewordenen Leuten um eine wirkliche Teufelsaustreibung handle. Jedenfalls versucht der Teufel immer vor der Taufe möglichst viel Verdruß und Widerwärtigkeiten auf der Station anzurichten. So sagt man überall. Die Leute sehen nach der heiligen Taufe aber wirklich ganz anders aus. Man kann da doch sehen, daß sich in der Seele ein Wunder vollzogen hat, gerade so, wie auch abgefallene Christen einen sonderbar teuflischen Ausdruck im Gesicht zu haben pflegen.

Ist die heilige Taufe vorüber, so kommen die Täuflinge zurück zur Schule und bekommen einen Kranz oder ein Sträußchen usw.; sie müssen ja geschmückt sein, wenn sie jetzt zum erstenmal den lieben Heiland empfangen sollen. Wieder läuten die Glocken; wieder kommen die Priester, jetzt auch begleitet von Engelchen, und unter Gesang bewegt sich der Zug zur Kirche. An diesem Tage wird es natürlich sehr spät, bevor die heilige Messe zu Ende ist. Erst am Nachmittag verlassen die meisten die Station; andere erst am folgenden Tage, nachdem sie nochmals zur heiligen Kommunion gegangen sind.

Ja, es ist schön, wenn man das alles sehen kann, aber noch schöner ist es, wenn man selbst jemand taufen darf, und diese Freude hatte ich hier schon dreimal, und zwar in ein- und derselben Woche. Es handelte sich jedesmal um ein krankes Kind, lauter Jungens. Weil die Entfernung nicht sehr groß war, durfte ich mitgehen. Ich will nur einen Gang beschreiben: Wir gingen zu einem Kraal nahe bei der Kirche St. Xaver, ungefähr $2\frac{1}{2}$ Stunden von hier weg, erst tief hinunter, dann ebenso steil hinauf, und dann immer dem Bergrücken entlang auf und ab. Es war Mittag, und der Wind kam uns entgegen; wir gingen sehr schnell, weil der kleine Kranke sehr elend sein sollte. Ungefähr eine halbe Stunde vom Kraal entfernt erwartete uns ein kleines Mädchen, um uns zu führen. Endlich hatten wir das Ziel erreicht. In der Hütte saß die Mutter ganz traurig mit ihrem kranken Jungen. Es war das zweite Kind, das erste war klein gestorben. Rund an der Wand saß die ganze Nachbarschaft traurig und tröstend. Der Vater war nicht zu Hause, wurde aber gerufen, um die Erlaubnis zur Taufe und die Versicherung einer christlichen Erziehung zu geben. Meine Begleiterin machte ihnen nun klar, um welches wichtigen Ding fürs ewige Leben es sich handle und wie der liebe Gott dem Kinde vielleicht durch Vermittlung des Namenspatrons die Gesundheit geben würde; dann betete sie mit den Leuten, und ich taufte den Kleinen. Ich gab ihm den Namen Georg nach meinem verstorbenen Bruder und nach dem Kinde meiner Freundin. — Und der heilige Georg hat wirklich seinen Schutz und seine Macht gleich gezeigt und den Kleinen gesund gemacht. — Nachher beteten wir wieder zusammen und

sangen noch ein Lied. Ich notierte voller Freude alle notwendigen Namen usw., und bei meiner großartigen Kenntnis der Zulusprache hatte ich natürlich Dreiviertel verkehrt geschrieben; trug es aber ganz glücklich nach Hause. Die Leute dankten uns und begleiteten uns ein Stück des Weges. Den Rückweg machten wir langsamer und gemütlicher; jetzt war ja keine Tausche zu versäumen. Bei den zwei andern Tausen war es ungefähr ebenso. Später schickte meine Freundin ein paar kleine Höschen für die Jungen. Alle drei sind gesund geworden, und die Mutter präsentiert ihren Sprößling des Sonntags dann in seiner feinen europäischen Kleidung. Natürlich freue ich mich dann, wenn ich sie sehe, und hoffe, daß es gute Christen werden. —

Jetzt ist die Zeit meines Aufenthaltes in Maria-Trost vorbei. Ich bin dem lieben Gott sehr dankbar dafür; vergessen werde ich Maria-Trost niemals, besonders nicht im Gebete. Und jeden lieben Leser und jede liebe Leserin bitte ich auch, für diese Mission zu beten, und wenn es in seinen Kräften steht, etwas für den Bau des Gotteshauses beizusteuern. Der liebe Gott wird es vergelten!



Der häßliche Weg

Von Henriette Brey

Alle Wege und Pfade und Steige, die wie ein lebendiges Adernez Galiläas gesegnete Fluren durchzogen, waren umblüht von Schönheit. — Es war etwas ganz Besonderes mit diesen Wegen. Ganz anders waren sie wie die im felsig-kahlen Judäa, die oft mühsam durch die Schluchten des schichtweise gelagerten gelben Kalkgebirges sich wanden, oder keuchend die Felschroffen hinkrochen, oft mit vielen Schründen und Rissen; rauh, ernst, streng, ohne Lieblichkeit. Ja, die sogar von Jerusalem nach Jericho, der Rosen- und Palmenstadt, zum „Blutwege“ wurden, und gegen das tote Meer hin zum unfruchtbaren salzumkrusteten Fluchtpfad.

O nein, die Wege des sanft hügeligen Galiläa, seines Heimatlandes, die schrecken niemand. Die waren schön und blütenumsäumt. . . . Palmen streckten ihre Wedel darüber, Akazien- und Lotosbäume beschatteten sie. Tamarisken mit ihren rosa Blütenähren entzückten das Auge, Feigen-, Granat- und Orangenbäume boten dem Wanderer Labe, so daß er erquickt den Weg pries.

Schön war das ganze Land, in dem überall Blumen dufteten, Quellen rieselten, Haine rauschten, Vögel jubilierten und Menschen psalmensingend einherschritten.

Und die Wege freuten sich der Gottesschönheit und waren

wie fröhliche Kinder, die lustig umhersprangen, die Menschen begleiteten und gern mit ihnen plauderten von der schönen Welt — die in diesem Jahre noch tausendmal schöner blühte, seit er im Lenz und Sommer über die Blumenwege Galiläas schritt. Sie liefen kreuz und quer durch die Ebene Esdrelon, die wie ein mit Blumen überschütteter Samtteppich sich ausbreitete, rannten fröhlich den Hang hinauf, an den Nazareth, die „Blumenstadt“, sich schmiegte. Guckten in Marias Lilien-garten, spielten Nachlaufen von Flecken zu Flecken, horchten ein bißchen auf Kanas Schilfrohrauschen, liefen eilig zurück zum Gan-Sar, dem prangenden „Garten Salomons“ am See Genesareth, und lauschten träumend dem Hosianna-Rufen, das so oft an seinen Ufern erscholl.

Ein paar Weglein aber rannten eifertig südwärts, guckten in die Brunnenstadt Sunam, staunten Naim an, das in seinem Palmenkranz und in seinen scharlachroten Kaktushecken träumte, kletterten auf dem Rückweg flink den Berg Tabor hinan, um von dort oben etwa das riesige Schneehaupt des Großen Hermon zu erspähen, das mit seiner glitzernden Eiskrone majestätisch weit über den See herschaute, wie der Beherrscher dieses schönen Landes.

Ach ja, so schön war das Land! Und so schön die gesegneten Pfade und Wege, über die sein Fuß zuweilen schritt! Und erfüllt von Vogelfang und Sauchzen und Klingen.

Und so wunderfame Tage gab es! Da waren im Land weiße Narzissentage, wo alle Wegsäume und Hänge weiß erblüht waren und wie der ewige Schnee des Hermon schimmerten. Es kamen „blaue Tage“, da man nicht wußte, was am blauesten strahlte: des Himmels Saphirblau, des Sees tiefster Azur, die lila Veilchenwiesen oder die Iris und blauen Lilien in allen Abschattungen, die die Wegränder begleiteten — oder etwa der süß duftende Lavendel, der in blauen Schaumwellen von allen Abhängen niederstürzte.

Und es erblühte die Fülle der Oleandersträucher, die eine Flut Morgenrot ausschütteten; die Rhododendron- und Jasminsträucher, die Scharlachnelken und purpurnen Orchideen, die Granatblüten und Balsamsträucher wie Purpurbänder! Und erst die glühende Pracht, wenn Rosen, Rosen, Rosen die Wege säumten. Da Blütenkaskaden von jedem Felsstück und Hügel niederrieselten und weite Strecken wie mit Rosenteppichen bedeckt waren!

Ja, die Wege waren wie schimmernde seidene Blütenbänder, die kreuz und quer über Hügel und Hänge sich spannten, die in Schleifen und Wellenlinien tändelten, auch schon einmal die Abhänge herunterpurzelten. Lachend begleiteten sie den Wanderer und schickten manchmal kleine Seitenweglein aus, die etwa zu einer versteckten Asphodeloswiese führten, oder zu einer

Maienglocken-Lichtung. Und wo einmal ein Weg gar nicht mehr weiter gehen wollte, etwa bei einer Quelle oder einem Akazienheim, weil es allzu schön war und sich die Schönheit gleichsam staute und in einen wahren Blütenrausch ausbrach — und der Wanderer vielleicht ratlos stand: da tat schon ein Pfädlein jenseits des Hains sich auf und lockte: „Komm mit, ich führe dich! Ich weiß eine noch viel schönere Blumentrift mit Vergißmeinnichtbächlein. Komm mit!“

Ja, so war es um die Wege Galiläas bestellt.

Ein Weg aber lag öde und kahl, als habe er keinen Teil an dem Segen des Landes. Das war der wüste Weg, der sich westlich vom See, von Rapharnaum her, durch Felstrümmer und Schroffen an einem alten Steinbruch vorbei, lang hinzog bis zum Korun-Hattin, an dessen Fuß in Schluchten und Höhlen die Aussägigen hausten.

Man nannte ihn den „häßlichen Weg“. Keine Blumenpracht umrandete ihn, nur dürftige Steinbrechpflanzen, spärliches Hirtentäschelkraut und kümmerliche Knöterichgräser standen hier und dort neben Büscheln graugrünen Grases. Höchstens noch eine arme Wegwarte äugte mit ihren blauen Blütensternen traurig in die Verlassenheit.

Niemand ging diesen häßlichen Weg . . . auf dem nur zuweilen das heisere vorschriftsmäßige „Unrein, unrein!“ der Ausgestoßenen, der Aussägigen, erklang, wenn sie sich einmal aus ihren Schlupfwinkeln in die Nähe der Menschen wagten. Sogar die Tiere verschmähten die dünnen Disteln und die staubigen Wegerichblätter an seinem Rande und suchten bessere Weide.

Es war, als läge auf dem „häßlichen“ Wege ein Fluch, als sei er ausgeschlossen von Schönheit und Sonne und Freude. Traurig starrte seine Häßlichkeit zum Himmel; unerlöst und unfruchtbar lag er da und hörte nur das Stöhnen und Fluchen der Aussägigen. Ja, es war, als sei er selber aussäzig — ein häßlicher Flecken in Gottes schöner Schöpfung.

Es geschah aber eines Tages, daß jubelnde Scharen des Volkes sich an der Mündung des „häßlichen“ Weges vorüberwälzten. Sie trugen blühende Rosen- und Orangenzweige und zogen mit Lobgesängen und Allelujarufen vor einem Rabbi von hoher Gestalt her, der am Ende des Zuges in ernster Schweigsamkeit inmitten seiner Jünger schritt.

„Heil Jesus von Nazareth!“ jauchzte es. „Heil dem Herrn über die Dämonen! Heil dem großen Propheten!“

Als der Herr am Eingang des „häßlichen Weges“ vorbeikam, warfen seine göttlichen Augen einen Blick über die zerklüftete Öde, die in ihrer Nacktheit zu jammern schien — und blieb plötzlich stehen.

Denn sein Herz, das alle Dinge und Wesen der Schöpfung

mit Liebe umfaßte, vernahm aus jeglicher Kreatur, die mißhandelt und beraubt war, oder nicht zur Vollendung ihres Wesens kommen konnte, den Aufschrei der schuldlos Zertretenen.

Er wandte sich seitwärts.

„Gehet ihr mit dem Volke auf gutem Wege zum Berge Korun-Hattin“, sagte er zu seinen Begleitern, „während ich diesen Weg zum Berge einschlage.“

Erschrocken standen die Jünger.

„Herr, Du wirst doch nicht diesen häßlichen, beschwerlichen Weg gehen?“ rief einer.

„Weil er arm und häßlich ist, wähle ich ihn“, war die ruhige Antwort.

„Nein, nein, Herr!“ wandte ein anderer ein, „gehe doch lieber durch jenes grüne Tälchen dort, wohin das Volk schon einbiegt. Es ist ein lieblicher Weg, schattig und voll Blumen-duft und Schönheit. Auf diesem häßlichen Wege gehen nur die unreinen Ausfägigen!“

„Der Menschensohn wird einst den Ausfägigen gleich geachtet werden“, war die räthselhafte Entgegnung des Meisters.

Betreten sahen die Jünger sich an.

„Herr, man sagt, es liege ein Fluch auf diesem häßlichen Wege!“ wußte noch ein Dritter vorzubringen.

„So will ich den Fluch in Segen verwandeln“, sprach der Herr sanft und fest. „Ihr aber geht und führt das Volk; bei dem Berge werdet ihr mich finden.“

Da wagten sie nicht mehr, ihn zurückzuhalten und eilten der Menge nach, die schon ein Stücklein voraus war.

Er aber, der Gütige und Erbarmende, betrat den verachteten Weg und schritt langsam durch seine staubige Einsamkeit. Er, von dem Isaias sagte, „dann werden die Quellen hervorbrechen in der Wüste, Ströme in der Steppe; Rosen erblühen in der Wüste, und zum Narzissenfeld wird die Ode. . .“ dann, wenn seine holdselige Gegenwart die Erde beglückt — er wandelte über die Nacktheit des häßlichen Weges und flüsterte ein Segenswort. . . .

. . . . und siehe, unter seinen Schritten glättete sich die zerklüftete Fläche. Wohin sein Fuß trat, da sproß Gras und weiches Moos.

Seine Hände glitten kosend über die kahlen Dornenranken . . . da drängte es sich plötzlich aus borkiger Rinde, weiß und rot: eine Fülle zarter Röslein.

Sein Blick streifte segnend die Wegränder und Hänge — da begann es auf den Blößen zu sprießen, zu knospen von gelben Tazetten und Mimosen, als hätte ein Funkenregen dort gesprüht, von Gaisblatt und Arnika und Sternblumen, von Feldorchideen und wilden Rosen.

Und wie der Herr langsam weiterschritt, da wandelte sich die Häßlichkeit des Weges in blütenvolle Schönheit. . . Ein Quellchen rieselte, Buchen und Ahorn breiteten ihre seidenen Blätterbaldachine schattend über den Weg. Bunte Vögel waren plötzlich da und schwirrten singend um den hohen Wanderer.

Ganz fern kam jetzt von den Höhen von Korun-Hattin her das Rufen der Ausfägigen: „Unrein! Unrein!“

Die Augen des Wanderers strahlten in göttlicher Liebe: „Ich werde sie alle heilen“, sprach er leise und streichelte ein Vöglein, das an seine Schulter sich anschmiegte. „Doch andere werden nach ihnen kommen — wenn ich heimgegangen bin. — Aber ihre wunden Füße sollen fortan auf diesem Wege über weiches Gras- und Moospolster wandeln; Schattenkühle und Quellwasser und Blumenduft soll sie erfreuen — damit ihr Schmerzensweg nicht ohne Trost und Licht sei! So sei gesegnet, „häßlicher Weg“, und erfülle deine Aufgabe: den Armsten der Armen freudig zu künden, daß der gütige Vater im Himmel sie nicht vergessen hat!“

Und wie der Herr weiterschritt und hinter sich ein Paradies zurückließ und in der Ferne verschwand — da frohlockte der ehemals häßliche Weg und spürte seines Segens Wunderkraft.

Und all seine blütenduftende Schönheit sang mit heiligem Frohlocken ein Jubellied zum Preise der ewigen Liebe, die „Wohltaten spendend“ durch die Erdenfluren ging!



Lustige Ecke

Unsere Makaranga sind eingefleischte Geizhälse, von dem eitlen Wahn befangen, statt zu geben, müßten sie immer empfangen von der Mission. Da wir wegen der großen wirtschaftlichen Not daheim wenig Almosen von dort erwarten können, so ist es hohe Zeit, unsere Leuten zum Almosengeben anzuleiten. Da ging am letzten Sonntag auf Anordnung des hochwürdigen Vater Superiors während des Hochamtes der Teller um, das allererste Mal. Ja, was sollte denn das bedeuten? Der rätselhafte Teller kam nicht vom Fleck, wie sehr sich auch der Bruder bemühte, es den Leuten verständlich zu machen. Jeder hielt den Teller lange in der Hand. Der eine oder andere machte eine Bewegung, als wollte er sich eines von den wenigen Silberstücken herausnehmen. Ja, gab's denn jetzt nicht nur Maisbrei umsonst auf der Mission wie in der alten guten Zeit, sondern wurde auch noch der Teller mit verlockendem Silbergeld herumgereicht, und das im Hochamt? Daß dem so sei, glaubte doch jeder fest, denn dafür war ihnen doch die Not der Europäer und die eigene Verpflichtung zum Almosengeben zu oft nahegelegt worden. Daher das Stutzen und Zögern. Wieviel die Sammlung wohl ergeben hat? Wohl nicht viel mehr wie frühere Sammlungen an Felderzeugnissen und dergleichen, die immer sehr spärlich ausfielen und wobei sich jetzt sogar mehr als einmal herausstellte, daß z. B. die Erdnüsse allesamt ohne Kerne waren.

Geduld — Geduld — Geduld — die Makaranga brauchen halt Zeit.

Schw. M. Vera.



Kanzel aus der dänischen Rundkirche (Osterås) auf der Insel Bornholm.

Die Kreuzspinne

oder

aus dem Leben einer Wahrsagerin

Von Schwester M. Engelberta

(Fortsetzung)

Weisse Polizisten streiften die Gegend ab, um nach den Mördern zu fahnden; meistens sind ja mehrere im Bunde, besonders mit Zauberern, weil dieselben aus dem Kopf und den Eingeweiden ihre Medicinen zu machen pflegen. Die Bande wußte sich sehr gut in Sicherheit zu halten, so daß keiner entdeckt wurde.

Ulembana litt schwer unter dieser graufigen Geschichte; eines Tages befielen sie heftige Herzkrämpfe, und nachts wurde sie von furchtbaren Träumen gequält. Als Nobukali, das böse Lieblingsweib des Zauberers, dieses wahrnahm, hatte sie eine heimliche Unterredung mit ihrem Mann. Sie sagte zu ihm: „Passe gut auf, jetzt kommt die Heye bald aus ihr heraus, und sie wird wahr sagen können und dem Täter gefährlich werden.“ Dabei beobachtete das listige Weib den Zauberer sehr scharf. Dieser erschrak sichtlich bei ihren Worten.

Ulembana rief nachts ihren Vater zu sich und sagte ihm tatsächlich, wer der Frau am Fluß den Kopf abgeschnitten habe. Unter Tränen und Schluchzen sprach sie zu ihm: „O baba, Vater, ich rieche Menschenblut; auch an Deinen Händen klebt Blut.“ Da drohte ihr der Zauberer, er würde ihr die Zunge ausreißen, wenn sie nicht stille sei.

„Baba, laß mich, ich werde fliehen, weit, weit fort“, flehte sie.

„Töte mich nicht, denn sonst wirst Du auch getötet werden. Ich sah Dich am Galgen hängen, und Raben fraßen Dein Fleisch.“ Da erschrak der Vater und ließ sie in ihrer Hütte allein.

2. Kapitel. Das Spinnenetz.

Es war stockfinstere Nacht, in der Nähe heulte ein Schakal; alles war in tiefster Ruhe, als Ulembana, fest entschlossen, sich zu retten, entfloh. Mit ihren notwendigsten Habseligkeiten: Bettdecke, Tücher, eine Kürbisschale als Wasser- und Eßgefäß, eine Hacke, Beil und Fischangel, alles in ein Bündel gepackt, das sie auf dem Kopfe trug, so machte sich das mutige Mädchen auf den Weg. Sie betete fortwährend zum großen Gott der Christen und faßte den Vorsatz, selber eine Christin zu werden. Sie achtete nicht des Schreckens der Nacht, sondern eilte unaufhaltsam vorwärts — wohin, das wußte sie selber nicht. — Nur fort, fort aus der Nähe des Vaters und seines boshafsten Lieblingsweibes. Sie wußte bestimmt, daß der Zauberer sie töten werde, zum mindesten ihr die Zunge ausreiße.

Ja, der Vater und Nobukali — die Scharfe — gehörten zu der Mörderbande, welche die junge Christin am Inkonzo-Flusse töteten. Warum hatte Nobukali die Zaubertöpfe aus dem Schlupfwinkel genommen, sie gereinigt und dann wieder versteckt? Ulembana hatte sonst nichts Auffallendes gesehen, und doch ahnte sie den Zusammenhang der ganzen Mordgeschichte, und deshalb war sie entflohen. Am liebsten wäre sie auf die etwas entfernt liegende Missionsstation am Umzinkulu-Flusse geflüchtet; sie tat es aber nicht aus Klugheit, denn dort hätte der Zauberer sie sofort gefunden und ihr für immer den Weg dahin versperrt.

Also vorwärts, immer vorwärts, dem Flusse entlang eilte das junge Mädchen. Ehe sie sich die Zunge von ihrem Vater ausreißen ließ, würde sie sich lieber in die Tiefe stürzen.

Endlich tauchte langsam der Morgenstern auf, und nun mußte sie sich ein Versteck suchen, bevor es Tag wurde. „Mein Gott“, rief sie aus, „erbarme Dich meiner; noch bin ich keine Christin, o Herr, aber ich will es werden! Ich will Dich lieben und Dir dienen bis zum letzten Atemzug!“ So betete Ulembana herzlich. An der Stelle, wo sie jetzt war, bog der Fluß um die Ecke; es war dort ein rauher Felsvorsprung. Das Mädchen besah sich denselben aufmerksam und war erfreut, einen engen Eingang in eine tiefe, dunkle Höhle zu finden. Erst schaute sie bange hinein, dann aber faßte sie Mut, und mit einem Blick zum Himmel und dem Ausruf „O himmlische Herrin“ zwängte sie ihre schlanke Gestalt durch die Öffnung. Die Höhle war leer und geräumig und trocken. Nachdem Ulembana eine geraume Zeit nahe am Eingang darin zubrachte, merkte sie, daß recht viel Spinnweben darin und daß eben eine Kreuzspinne damit beschäftigt war, ein Netz über den Eingang zu spinnen, welches bereits schon oben herunterhing und das sie beim Hineinkriechen etwas zerrissen hatte.

Ulembana begrüßte freudig ihre Namensschwester, und es kam ein fast sicheres Gefühl über sie, als sie sah, wie das Netz immer dichter den Eingang umspann. Ermüdet setzte sie sich in das hinterste Winkelchen der Höhle; sie konnte aber gut durch das Spinnweben hindurchsehen; sie hörte die Vögelchen singen und beobachtete, wie die Wildenten sich im Flusse badeten und die Fische im Wasser ihre Kreise zogen. Sie überdachte ihre traurige Lage; trotzdem fühlte sie sich glücklich, dem heidnischen Kraalleben entrückt zu sein, das ihr gar nicht gefallen wollte. Besonders jetzt kamen so viele Menschen zu ihrem Vater, dem Zauberer, holten sich Rat wegen dieser Mordgeschichte, ließen sich wahrsagen und feierten fortwährend Opferfeste.

Endlich machte sich auch die Natur fühlbar; sie war hungrig und aß dann von den Speisen, dem Mais und den Süßkar-

toffeln, welche sie sich mitgenommen hatte. Aber sie wollte sparsam mit diesem Vorrat umgehen, denn sie mußte sich wohl lange hier verborgen halten; sie wagte sich nur des Nachts aus der Höhle heraus, um sich Mais von den herumliegenden Feldern und Wasser aus dem Flusse zu holen. Zudem versperrte das Spinnweben ihr den Ausgang. Sie legte sich einen Plan zurecht, wie sie mit Hacke und Beil sich einen andern Ausweg machen könne. Das Spinnenetz hatte ihr ja der große Gott geschickt, um sie zu retten vor den Häschern, welche bereits ausgesandt waren, sie zu suchen. So dachte Ulembana und betete vertrauensvoll weiter. Sie suchte aus ihrem Bündel den Rosenkranz heraus und ein kleines hölzernes Kreuzchen, welches ihr ein Christenmädchen am Umzinkulu-Ufer geschenkt hatte. Sie konnte den Rosenkranz noch nicht beten, aber sie schlang ihn doch ehrfurchtsvoll um den Hals. Bald senkte sich ein wohlthuender Schlaf über die Einsame; und als sie wieder erwachte, merkte sie am Stand der Sonne, daß es schon Mittag sei. Jetzt hörte sie Töne von den Glöcklein der Viehherden, und bald sah sie auch am jenseitigen Ufer des Flusses die Hirtenknaben, welche das Vieh zur Tränke trieben; sie setzten sich ganz nahe ans Ufer und badeten ihre Füße im Wasser des Flusses. Ulembana konnte sie von der Höhle aus durch das Spinnenetz gut beobachten und die Hirten sogar sprechen hören. Der größere Hirtenknabe war schon ein Christ und hieß Josef; er hatte ein Hemd und ein kurzes Höschen an; der andere war mit einem Leinentuch bekleidet und hieß Masibulo, d. h. der Erstgeborene.

Josef erzählte von der Schule der Römischen, wie das Volk die katholische Mission nannte. Mit Begeisterung sprach der etwa 13jährige Knabe von Christus, von den heiligen Aposteln, von den Geboten Gottes und erzählte dem heidnischen Knaben, was er noch außer der Religion alles Nützliche und Schöne in der Schule lernte. Ja, er nahm sogar sein zerrissenes Schulbüchlein aus der Tasche und las daraus stolz, langsam und deutlich vor. Mit welcher Freude horchte das Mädchen aus der Höhle diesem Gespräche zu. Sie flüsterte still: „Mein Herr des Himmels, Du sandtest mir Deinen Boten in Gestalt eines armen Hirtenknaben.“

Plötzlich sagte Masibulo, der kleinere, zu Josef: „Siehe, dort das ekelhafte Spinnenetz; ich kann's nicht leiden, da sind böse Geister dahinter; laß uns einen Stein hineinwerfen und es zerreißen.“ Ulembana erschrak heftig und zitterte, denn schon wollte Masibulo einen Stein suchen, um die Tat auszuführen; doch Josef hielt ihn ab mit den Worten: „Nein, tu dem Tierlein nichts zuleide, zerstöre nicht seine kunstvolle Wohnung. Wir haben in der Schule gehört, daß auch die Spinne nützlich sei und die schädlichen Moskitten, welche uns das Fieber

bringen, vertilgen. Auch soll man kein Tier quälen, das ist auch Gottes Gebot.“ Wie schön und edel ist die Lehre des Christentums, dachte Ulembana und atmete erleichtert auf. Da bat Masibulo den klugen Josef, er möge ihm noch mehr von der Schule erzählen und von dem, was er dort gelernt hat. „Ja,“ sagte Josef, „ich werde Dich ein Lied lehren zu meinem heiligen Namenspatron Joseph“, und er begann zu singen: Geht alle zu Joseph, dem Vater der Armen, er stillt den Kummer, er heilet den Schmerz.“ Dann nahm er seine Mundharmonika und spielte nach dieser Melodie noch weiter. „Der heilige Joseph hilft immer,“ sagte er zu seinem Kameraden, „das sollen alle Menschen wissen; aber die armen Heiden verstehen ja nichts, und die bösen Zauberer bringen sogar brave Christen ums Leben, wie jetzt die letzte schauerliche Kopfabschneiderei beweist“, so redete er ganz altklug, und weiter sprach er: „Hast Du schon gehört, daß heute Nacht die gute Ulembana aus dem Kraal ihres Vaters entflohen ist? Und denke Dir, jetzt sagt das böse Weib Nobukali, Ulembana sei mit dem Morde verbunden, und die weißen Polizisten suchen jetzt nach der Tochter des Unmanschla.“

„Und was macht ihr Vater, der Zauberer?“, fragte Masibulo; „er hat doch seine Tochter, die Kreuzspinne, so gern? Sucht er sie nicht?“ „Nein; sonderbar, manche Leute meinen, er sei froh, daß sie entflohen ist.“ „Aber, warum ist doch Ulembana davongelaufen,“ fuhr Josef fort; „sie ist ja so gut und hat nichts mit dem Bösen zu tun. Ich wünsche, daß man sie nicht findet. Sie ist ein mutiges Mädchen, und es tut mir leid um sie, denn meine Schwester sagte mir, Ulembana möchte so gerne zur Schule, wo ich auch gelernt habe. Nach den Ferien gehe ich wieder dorthin; jetzt hüte ich nur das Vieh des weißen Farmers, um mir Geld zu verdienen, damit ich mir neue Kleider und Schulbücher kaufen kann“, sagte Josef.

„Es wird aber Zeit, daß wir unser Vieh bald heimtreiben, siehe die Sonne steht schon über dem Berg“, fuhr er fort. Dann trieben die beiden Knaben ihre Viehherde vom Ufer weg und machten sich auf den Heimweg. Masibulo bemerkte noch: „Mein Vater sagte gestern, wir sollen uns nicht so lange, besonders des Abends, am Flusse aufhalten wegen der Zauberer. Laß uns jetzt gehen“; und pfeifend zogen die Hirtenknaben mit ihrer Viehherde von dannen.

Ulembana hatte alles, alles erlauscht und gar wohl verstanden, in welcher Gefahr sie sich befand. Also, man suchte sie schon und sogar durch die weißen Polizisten. Was wollten sie von der Kreuzspinne?

(Fortsetzung folgt.)

3



F ü r d i e K i n d e r

Schlapp

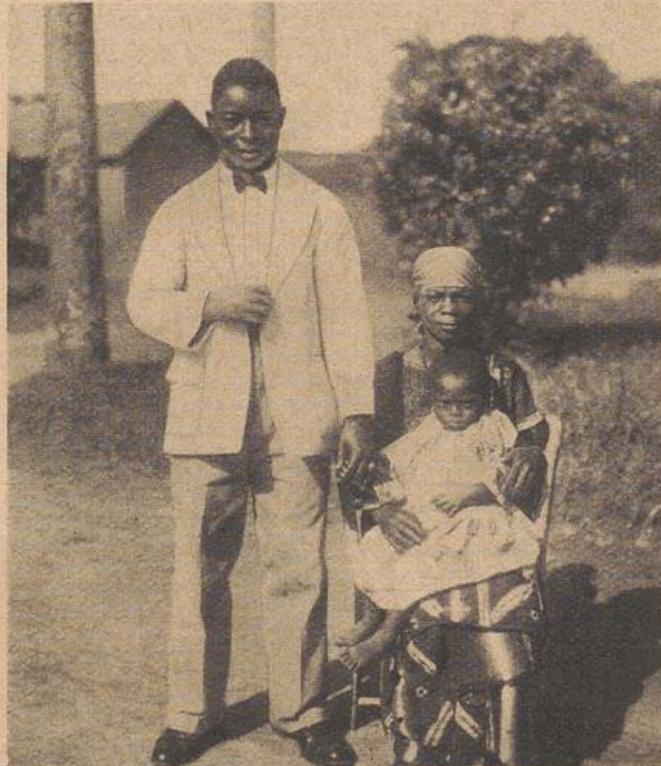
Von Schw. M. Vera

Liebe Kinder! Früher habe ich Euch einmal eine Geschichte von einem Hund, dem klugen Nero, erzählt. Heute erzähle ich Euch etwas von einem Huhn, das sehr klug war. Nun will ich es Euch vorstellen: Es ist ein schönes, kräftiges, schneeweißes Huhn von der Leghorn-Rasse, die hier in Süd-Afrika als die besten gelten. Dieses Huhn heißt bei uns „Schlapp“. Wie kam es zu diesem drolligen Namen? Nun, das will ich Euch erzählen.

Eines Tages, als es, angelockt von dem frischen Grün des Gartens, über den Zaun flog und im Salat eine arge Verwüstung anrichtete, flog ihm ein Stein nach. Durch diesen Stein brach das Huhn ein Bein, und seit dieser Zeit schlappt es. Wenn es nicht so klug gewesen wäre, hätte man den „armen Schlapp“ gleich einen Kopf kleiner gemacht und in den Kochtopf gesteckt, aber er schaute uns so treuherzig und so drollig an, daß wir es nicht übers Herz bringen konnten, ihm den Garaus zu machen. Wir legten ihm sogar einen regelrechten Verband an. Davon wollte Schlapp nichts wissen, und er zupfte und riß so lange, bis kein Läppchen mehr am Bein war. „Armes Tier,“ dachten wir, „du wärst doch besser geköpft worden, denn du wirst nur Müh' und Plag' von deinem Leben haben, und lange wirst du doch nicht fortleben. Aber weit gefehlt! Von den Hühnern, die in demselben Jahre mit Schlapp aus dem Ei krochen, ist kaum eines noch am Leben; die meisten erlagen der Leberkrankheit, die hier von Zeit zu Zeit arg wütet, und die andern wurden, weil sie alt waren und keine Eier mehr legten, für die Küche verwendet. Unser

Schlapp dagegen lebt immer noch, ist frisch und gesund, legt jeden Tag ein Ei und freut sich seines Lebens wie wohl keines der anderen Hühner. Wie geht das aber zu?

Ja, seht, liebe Kinder! Schlapp hat einen sehr guten Instinkt, und der sagte ihm: „Du mußt alles scheue, düstere Wesen vermeiden, recht zutraulich sein und dich nützlich machen, wo du kannst, dann werden dir alle gut sein.“ Und danach handelte Schlapp. Kurz nach jenem Unglück brachte ich den Hühnern Futter. Wer kommt da angehumpelt, und zwar ziemlich flink



Kleine Paula, das Patenkind unserer Mutter Paula, auf dem Schoß ihrer Mutter.

und geradeswegs auf mich zu? Es war unser „Schlapp“. Er tat, als wenn er an mir herauf hüpfen wollte und schaute mich so treuherzig an. Da streichelte ich ihn ein wenig und ließ ihn die Manga-Körner aus meiner Hand fressen. Das muß ihm wohl sehr gut gefallen haben, denn in Zukunft kam er jedesmal und gab nicht nach, bis er ein wenig aus der Hand fressen durfte; dann legte er wieder fleißig Eier, und damit wir es auch ja wußten, gackerte er so lustig, lange und laut, bis jemand von uns davon Notiz davon nahm.

Schlapp hatte keine besonderen Freundschaften; er war allen gut. Nur mußte es jemand mit einem „weißen Schleier“ sein;

die schwarzen Kinder ignorierte er. Wenn immer eine Schwester mit weißem Schleier in der Näh: des Hühnerreviers unter den Fichten sich erging, so konnte sie sicher sein, daß Schlapp sich sehen ließ, wenn auch nur, um einen freundlichen Blick zu erhaschen. Eines Tages kam er den langen Weg hinaufgehumpelt; die Wunde war inzwischen verknorpelt, er schien keine Schmerzen mehr zu haben. Also, er kam hinauf in die Küche, um dort bei uns zu wohnen. Und als die gute Schwester Annaberta eines Morgens Papier und Reissig zum Feuermachen holte, da mußte sie erst den Schlapp von der Kiste herunterholen; er hatte gedacht, das ist ein feines Nest für mich hier in der Ecke der Vorratskammer, da bin ich keinem im Wege und kann so ganz ungestört und verborgen noch etwas Nützliches tun. So oft also die Schwester den Schlapp von der Kiste heruntersetzte, so oft hüpfte er wieder hinauf, bis schließlich Schwester Annaberta erriet, was er vor hatte. Nun machte sie ihm in einem dunklen Winkelchen ein weiches Nest und legte 12 schöne Eier hinein. Wir alle waren recht froh darum, denn die Leghorn-Hühner bringen wohl viel Eier, aber sie sind zu faul, sie auszubrüten. Wir hatten viele Hühner durch die Krankheit verloren und mußten auf Nachwuchs bedacht sein. Unser Schlapp tat seine Pflicht, und zu unserer großen Freude kamen aus dem Neste eine stattliche Schar schneeweißer Küchlein. Wie stolz war unser Schlapp und welche Mutterfreuden hatte er! Aber, o weh! Er war so unbeholfen mit dem krummen gebrochenen Bein, daß er trotz aller Vorsicht eins nach dem andern tot trat, bis nur noch drei übrig blieben. Diese drei sind mittlerweile stark und flink geworden und wußten sich vor den tödlichen Tritten zu schützen. Als die drei groß genug waren, ging Schlapp wieder hinunter zu den andern Hühnern und suchte sich in unserer besonderen Gunst zu erhalten.

So vergingen Jahre. „Es ist doch wirklich merkwürdig,“ sagte eines Tages unsere Schwester Annaberta, „wie gesund und lebensfroh der Schlapp noch ist. Kaum eines von den andern Hühnern hat einen so leuchtenden Kamm und ein so feuriges Auge.“ Aber dann kam die Regenzeit, die hierzulande für die Hühner verhängnisvoll ist. Kein Wunder daher, als ich eines Morgens den Schlapp da liegen sah, mit blauem Kamm, den Kopf am Boden, regungslos. War es nur Altersschwäche? Ich suchte ihn aufzurichten, er konnte nicht einmal auf dem gesunden Bein stehen, und das kranke Bein war noch einmal gebrochen. Schlapp schien fürchterliche Schmerzen zu haben und fraß und rührte sich nicht. Schnell schickte ich Emma, das Hühnerkind, um das Beil zu holen, damit das arme Tier vom Elend befreit würde. Da kam Schwester Oberin und sah das Kind mit dem Huhn und Beil an der Küchentüre stehen. „Was, das treue Tier köpfen? Nein, daraus wird noch nichts.“

Und sie machte ihm in einer Kiste ein weiches Lager, und wollt Ihr es glauben, liebe Kinder? Nach wenigen Tagen schon fing Schlapp wieder an zu fressen und dann zu singen, immer lauter und lustiger, der Kamm wurde immer roter und leuchtender, und dann — ja wie war es möglich — belohnte er Schwester Oberins sorgliche Pflege mit einem Ei! Da lag Schlapp wieder, wie vor Jahren, in der Holzkiste. Wie er mit dem doppelten Beinbruch auf die Holzkiste kam, ist mir ein Rätsel; aber er saß da und gackerte, als wenn er nie krank gewesen wäre, und seitdem legt er, mit ganz seltener Unterbrechung, jeden Tag ein Ei. Wenn die Zeit zum Eierlegen ist, dann humpelt er zu Schwester Annaberta und singt und hüpfst so lange, bis sie ihn auf die Kiste legt.

Meint Ihr nicht, liebe Kinder, daß wir alle von der Geschichte etwas lernen können? Gibt es nicht auch Menschen, die, trotzdem sie krank und elend sind, sich selbst und andere glücklich zu machen wissen, während andere, die gesund sind, aus Scheu vor Schwierigkeiten ihre Gaben nutzlos vergeuden und sich und andern zur Last werden? Ihr wißt auch, wo die Quelle des richtigen Frohsinns ist! Wer andern Gutes tut und sich selbst vergißt, kann sich am besten freuen!

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Frielingsdorf 21 Mk., Peter; Benhausen 21 Mk., Maria Antonia; Bewelsburg 21 Mk., Agatha Maria; N. N. 21 Mk., Joseph; Bielefeld 21 Mk., Bernhard.

Für die Mission: Schröck 2 Mk.; Amberg 5 Mk.; Wischowa 7 Mk.; Wanne-Eickel 2,50 Mk.; Fulda 2,50 Mk.; Chrzumütz 1,50 Mk.; Geisenhausen 18 Mk.; Oppeln, zum Dank für Besserung der Gesundheit, 4 Mk.

Für die armen Negerkinder: Bewelsburg 9 Mk.

Almosen: Hamborn 1,50 Mk.; Köln 0,50 Mk.; Köln 2,50 Mk.; Aachen 1 Mk.; Aachen 0,50 Mk.; Massenbachhausen 0,50 Mk.

Für Missionszwecke: Paderborn 5 Mk.

Für die Missionschule zur Heranbildung armer, braver Mädchen zu Missionslehrerinnen: Recklinghausen 1 Mk.; Frankfurt 5 Mk.; Schluchtern 1 Mk.; Gelsenkirchen 2,50 Mk.

Allen unsern lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott!

Heiliger Joseph, Schutzpatron der hl. Kirche und Pflegevater Jesu, dem du dreißig Jahre im Schweiß deines Angesichtes den nötigen Lebensunterhalt verdient hast, nimm unter deinen besonderen Schutz alle jene, die auch in der gegenwärtigen schweren Zeit der Not noch ein Scherflein zu erübrigen suchen, um damit beizutragen zur Ausbreitung des Reiches deines göttlichen Sohnes in der armen Heidenwelt.

Gebetserhörungen

Dem heiligsten Herzen Jesu innigen Dank für Erhörung in einem besonderen Anliegen. Veröffentlichung war versprochen, sende dafür zwei Mark. U. M.

Der kleinen heiligen Theresia, dem heiligen Gerhard Majella und der ehrwürdigen verstorbenen Gräfin Ledochowska Dank für die Hilfe in schwerer Krankheit. Schw. M. E.